

Die deutsche Reichspost...
1. (Preis-Zettel der Reichspost...)
2. (Preis-Zettel der Reichspost...)
3. (Preis-Zettel der Reichspost...)
4. (Preis-Zettel der Reichspost...)
5. (Preis-Zettel der Reichspost...)
6. (Preis-Zettel der Reichspost...)
7. (Preis-Zettel der Reichspost...)
8. (Preis-Zettel der Reichspost...)
9. (Preis-Zettel der Reichspost...)
10. (Preis-Zettel der Reichspost...)

Telephon-Anschluß 53.

Neu-Gravenbroicher Zeitung.

Größte und meistverbreitete Zeitung der Kreise: Neu und Gravenbroich.

Redaction: Hof. Grunau.

Expedition: Neu, Markt 15.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei.

Die Neu-Gravenbroicher Zeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage; Samstags in 2 Nummern und als Gratisbeilage das St. Pauli-Blatt.
Preis pro Quartal in Neu durch Boten ins Haus gebracht, auswärts an der Post abgeholt M. 1.75.
Das illustrierte Sonntagsblatt wird den Abonnenten gegen einen Mehrbetrag von 20 Pf. pro Quartal beigegeben.

Inserate finden durch die Neu-Gravenbroicher Zeitung die weiteste Verbreitung und bei dem häufigsten Lesepublikum unseres Landes die beste Wirkung. Preis für die 6-gelaperte Zeile oder deren Raum 15 Pf. Bei größeren Annoncen und längerer Wiederholung entsprechender Rabatte. Anzeigen erbeten an die Expedition bis 7 Uhr Abends für die Nummer des folgenden Tages. Annoncen-Aufnahme durch alle bewährten Annoncen-Expeditionen.

Nr. 98.

Dienstag, 2. Mai 1893. (Athenasius.)

20. Jahrgang.

Die Krisis in Norwegen.

(Christiania, 30. April.)

Die Regierungskrisis hat einen akuten Charakter angenommen. Die Kammer hat sich mit dem demissionierten Ministerium in der Frage der konsularischen Vertretung für solidarisieren erklärt und hat beschlossen, ihre Sitzungen auf unbestimmte Zeit zu vertagen. Vergebens bemühte sich der Führer der Rechten, Stang, seine Kollegen von dem Ernst der beabsichtigten Maßregel zu überzeugen. „Ihr scheint dem Könige sagen zu wollen, rief derselbe, daß, falls er nicht thut, was der Storting will, ihr das Land der Anarchie überlaßt. Es ist das eine revolutionäre Politik, und es ist meine Pflicht, dieselbe zu bekämpfen, selbst um den Preis meines Blutes.“ Der Storting hat nicht abgelehnt, sondern mit 63 gegen 51 Stimmen die Aufhebung der Sitzungen beschlossen.

Es ist jetzt der richtige Augenblick, um den Ursprung und die Ursachen dieses Konfliktes in Erinnerung zu bringen, welcher für die schwedisch-norwegische Union und für die Dynastie Bernadotte von den schwersten Folgen begleitet sein kann. Die wirtschaftlichen Interessen des norwegischen Volkes beruhen fast ausschließlich auf dem Seehandel. Obgleich Norwegen nur 2 Millionen Einwohner zählt, nimmt seine Handelsmarine den zweiten Rang in Europa ein. Anstatt, wie in anderen Ländern, seine Erparnisse in Staatspapieren oder in der Sparcasse anzulegen, kauft der Norweger kleine Anteile an Ertragsanteilen eines Schiffes. Es begreift sich daher das große Interesse, das sich in Norwegen an Alles knüpft, was mit der Schifffahrt und deren Entwicklung zusammenhängt, und in diesem durch die konsularischen Verhältnisse Interessierte ist die Ursache der nationalen Bewegung zu suchen, welche für die skandinavische Union leicht verhängnisvoll werden könnte.

Schweden und Norwegen hatten bis jetzt gemeinsame Konsuln, welche dem schwedischen Minister des Auswärtigen unterstanden. Infolge dieser Organisation besaß Schweden ein sehr großes Übergewicht in allen konsularischen Angelegenheiten, und darüber beklagten sich die Norweger, welche geltend machten, daß ihre Handelsmarine 1,700,000 Tonne stark ist, während die schwedische nur 500,000 Tonne stark ist, und daß Norwegen 60,000 Seeleute besitzt, während Schweden deren nur 25,000 zählt; daß ferner

Norwegen zur Unterhaltung des Konsulatsdienstes einen weit höheren Beitrag leistet, als Schweden und daß nichtdestoweniger die mit Bagrenahme der norwegischen Interessen im Auslande betrauten Beamten zum größten Teil Schweden sind, denen schon deshalb an der Vertretung der norwegischen Sonderinteressen wenig gelegen ist, weil ja bekanntlich die beiden Länder sich im Auslande eine scharfe Konkurrenz machen.

Um einen richtigen Begriff von den Beziehungen zwischen den beiden Ländern zu erhalten, darf man nicht vergessen, daß Schweden und Norwegen zwei vollständig autonome Staaten sind, daß ihre gesammte innere Verwaltung vollständig unabhängig von einander ist, und daß sie den König gemeinsam haben. Da der Unionsakt von 1815 bestimmt, daß im Falle eines Krieges die beiden Königreiche sich gegenseitige Hilfe leisten müssen, so kann man die Union als ein Defensivbündnis zweier unabhängiger Länder bezeichnen, die ein und denselben König an ihrer Spitze haben. Nur die diplomatische und konsularische Vertretung ist den beiden Ländern gemeinsam, jedoch in der Weise, daß die oberste Leitung des Konsulatsdienstes in den Händen eines schwedischen Ministers ruht, der wohl vor dem schwedischen Parlament, nicht aber vor dem norwegischen Parlament oder vor den norwegischen Gerichten verantwortlich ist.

Schon im Jahre 1891 hatte das norwegische Parlament einstimmig beschlossen, die Regierung zur Einrichtung eines besonderen, norwegischen Konsulatsdienstes aufzufordern. Es wurde ein Ausschuss ernannt, welcher ebenfalls einstimmig die Notwendigkeit eines besonderen Konsulatsdienstes unter Leitung eines verantwortlichen, norwegischen Ministers betonte. Bei den im Herbst des nämlichen Jahres in Norwegen stattgefundenen, allgemeinen Wahlen hatte die radikale Partei die Frage der diplomatischen und konsularischen Vertretung an die Spitze ihres Programms geschrieben, und nach heftigem Kampfe ging die radikale Partei mit bedeutender Mehrheit als Siegerin aus den Wahlen hervor. Im Jahre 1892 legte das Ministerium Steen dem neuen Parlament einen Bericht vor über die Vortheile, welche dem Lande aus einem nationalen Konsulatsdienste erwachsen würden. Das Parlament bewilligte die zur Vorbereitung der neuen Organisation erforderlichen Credits und ermächtigte die norwegische Regierung, mit

denjenigen von Schweden behufs Regelung der verschiedenen Fragen, welche die Auflösung der Gemeinsamkeit aufwerfen konnte, in Unterhandlung zu treten. Dieser von einer sehr großen Majorität gefasste Beschluß wurde dem König Oskar zur Sanction vorgelegt, welcher dieselbe verweigerte. Es war das der erste Fall in der konstitutionellen Geschichte Norwegens, daß eine vom Parlamente beschlossene und vom Ministerium unterstützte Maßregel die königliche Approbation verweigert wurde. Das Ministerium Steen nahm seine Entlassung, und während länger als einen Monat versuchte der König vergeblich, ein neues Ministerium zu bilden, es fand sich Niemand, der die Leitung der Regierungsgeschäfte übernehmen und die Politik des Königs gegen die starke und geschlossene Majorität des Parlamentes verteidigen wollte. Die Krisis fand dadurch ihr Ende, daß das Ministerium Steen die Regierungsgeschäfte wieder übernahm und sich vorbehielt, die Frage zu gelegener Zeit wieder aufzunehmen.

Leider blieb die Lage die nämliche. Am 14. Januar d. J. beantragte zwar das schwedische Ministerium die Errichtung eines gemeinsamen Ministeriums des Auswärtigen, welches ebenso wohl von einem Norweger wie von einem Schweden verwaltet werden könne, und erklärte gleichzeitig, daß der Lösung dieser Frage diejenige der Errichtung eines norwegischen Konsulatsdienstes untergeordnet sei. In Norwegen fand aber dieser Vorschlag ungünstige Aufnahme, da man ihn als einen Verschleppungsversuch betrachtete. Die Frage war in der That schon im Jahre 1889 aufgeworfen worden und man hatte damals zur Prüfung derselben eine Commission ernannt, welche 6 Jahre lang arbeitete, bis sie der schwedischen Regierung ihren Bericht einreichen konnte; letztere brauchte weitere 16 Jahre, um den Bericht zu prüfen, und als endlich im Jahre 1861 der Antrag zur Verabreichung kam, wurde er abgelehnt. Vier Jahre später, 1865, wurde eine neue Commission ernannt, deren Anträge der norwegische Storting im Jahre 1871 mit überwältigender Mehrheit ablehnte. Die Unterhandlungen wurden 1886 und 1891 abermals aufgenommen, scheiterten aber gleichfalls.

Der neueste Vorschlag der schwedischen Regierung: Errichtung eines den beiden Ländern gemeinsamen, auswärtigen Ministeriums, gilt übrigens in Norwegen auch praktisch als unausführbar, da man es nicht gut für möglich hält,

daß ein Minister gleichzeitig vor den Parlamenten zweier unabhängiger Staaten verantwortlich und Mitglied zweier Ministerien wäre, von denen das eine konservativ, das andere radikal ist, von denen das eine den Schutzoll, das andere den Freihandel vertritt. Die fortwährende Weigerung des Königs, dem Wunsche des norwegischen Volkes zu entsprechen, ist darum ein Ereignis von ernstester Tragweite, dessen Folgen sich nicht absehen lassen. Die norwegische, radikale Partei erwägt bereits die Möglichkeit eines vollständigen Bruches mit Schweden und der Proklamation der Republik in Norwegen.

Deutschland.

Berlin, 1. Mai.

Die Landwirtschaft liegt darnieder, das ist ein Gefühl, welches jeden, der von den Verhältnissen Kenntnis hat, beherrscht. Es muß für die Landwirtschaft, als einen der bedeutendsten erhaltenen Faktoren unseres Staates, anhaltend gesorgt werden. Das ist die Ueberzeugung des Centrums, welches stets bestrebt war, in ausgiebiger Gerechtigkeit, wie Dr. Lieber jüngst sagte, allen Ständen die höchste Besteuerung zu schaffen. Daß unter ganzes wirtschaftliches Leben schwer darniederliegt, läßt sich ebenso wenig wegleugnen. Sonderbar muthet es uns bei diesen nur zu berechtigten Klagen, an welchen sich nicht nur die Landwirtschaft sondern alle Stände beteiligen, an, daß man von konservativer Seite sich so gewaltig für die mit unerwünschten Lasten verknüpfte Militärvorlage in die Brust wirft, bei der man nur das eine zu meist bekennt, daß sie uns die zweijährige statt der dreijährigen Dienstzeit bringen soll. Kann man leugnen, daß nach dem Plane der Regierung die bürgerlichen Klassen die Geldlasten und der Wucherstand die Mannschafslasten aufzubringen hat?

Klagen wir deshalb über schlechten Geschäftsgang und Mangel an ländlichen Arbeitskräften, um auf der anderen Seite viel Geld los zu werden und 60,000 Rekruten, zumeist der Landwirtschaft entnommen, zu verlieren, ohne schließlich, ginge es dem Willen jener Herrn nach, auch nur den geringsten Entgelt in der Kürzung der Dienstzeit zu erhalten? Fürwahr, die Wucherfänger sind doch zu plump!

Unter Paskern.

Eine Geschichte aus den Bergen von Dr. Karl May.
(Fortsetzung.)

Er hob die Fahre wieder aus und legte sie an die selbe Stelle, wo er sie gefunden hatte, dann folgte er dem Stollen. Dabei besaß er sich soviel wie möglich, um die Felssteine nicht lange in der Ungeheuerlichkeit zu lassen. Auf der ganzen Strecke fand er nichts Bemerkenswerthes; an der Mauer angekommen, schob er einen der Riegel zurück; sie folgte seinem Druck, und es schloß sich jetzt an die wohl verschlossene Thür des Gefängnisses. Eine Kette lieferte im Innern. Er wurde den Gefangenen nicht befreit, weil dessen Abwesenheit den Verdacht der Schwärze erregen konnte, und ebenso wenig wollte er mit ihm sprechen, bevor alle Maßregeln zur Ergreifung der Verbrecher getroffen waren. Eine Unvorsichtigkeit des Büchsewels konnte Alles vereiteln. Aber wissen mußte er doch, wo der Gefangene sei. Er führte einen einzigen raschen Schlag gegen die Thür.

„Wer ist draußen?“ Macht auf! Ich habe ja tausendmal gerufen und geklopft, daß ich den Spion machen will, wenn Ihr mich nicht hängt!“
Er hatte genug gehört. Es war die Stimme des Büchsewels, und seine Worte enthielten eine kurze aber deutliche Beschreibung dessen, was er während seiner Gefangenschaft erfahren hatte. Er legte in den Vorraum zurück, schob den Riegel vor und eilte zu Martha.

„Wie lange bist fort geblieben Frieder! Ich habe viel Furcht gehabt, das Licht hat nicht gelangt, und die Mutter ist wie todt. Ach Gott, was wird noch Alles geschehen!“
„Guten Muth, Martha! Schau, hier ist der Furchtst. Zusammen können wir nicht empor; herab ist es leichter gewesen. Die Mutter muß zuerst hinauf. Wartet!“

Er legte die Mauer in den Stuhl, stieg selbst hinein und zog an. Oben angelangt, betete er die Befreiung auf das weiche Kissen und legte zurück, um nach Martha hinaufzuziehen. Trotz seiner Stärke fühlte er sich ermüdet. Er mußte sich ausruhen, ehe er daran ging, das Innere der Scheune in Ordnung zu bringen. Als dies geschehen war, öffnete er den Laden

und half dem Mädchen hinaus. Dann reichte er ihr die Mutter zu, deren bewußtloser Zustand alles ungemein erschwerte, und folgte dann selbst nach.
„Gott sei Dank! Jetzt bist du erst ist es glücklich vorüber. Komm nach dem Nachhof, Martha!“
„Soll ich nicht nach Hause, Frieder?“
„Nein, wieder, und heut erst ganz und gar nicht.“

Der Bauer muß denken, ihr seid noch immer im Schacht, und damit er die Befreiung nicht erfährt, darf Euch kein Mensch sehen, bis Alles zu Ende gegangen ist.“

Er hob die Felsbänke empor, nahm sie in die Arme wie ein Kind, und stieg, gefolgt von der Geliebten, mit ihr den Berg hinab. Glücklich und ungescheit in der Nähe des Nachhofes angelangt, blieb er stehen, um für einen Augenblick zu verschaukeln, da tauchte eine in einem Mantel gehüllte Gestalt vor ihm auf, der Sohn einer Pistole kniete, und eine befehlende Stimme gebot:
„Dank, steh! Wer seid Ihr?“

Frieder erkannte den Lieutenant, welcher eine ganz besondere Veranlassung haben mußte, hier so nahe am Dorfe und in eigener Person Patrouillendienst zu verrichten.

Der Nachbauer, Herr Lieutenant. Haben Sie ein wenig Zeit?

„Bleibst. Warum?“

„Bitte kommen Sie mit herein in den Hof. Ich habe Ihnen Wichtiges mitzutheilen.“

„So! Wer ist das Frauenzimmer und wen haben Sie hier auf dem Arme?“

Das werden Sie drin erfahren; hier ist nicht der Ort dazu.“

„So gehen Sie voran, ich werde folgen!“

Die Nachbauerin schlug vor Verwunderung die Hände über dem Kopfe zusammen, als sie die Kommanden bemerkte.

„Du lieber Herrgott, Frieder, wen bringst Du denn da?“

„Die Martha ist ihrer Mutter, die ganz von Besinnung ist. Thue sie schnell ins Bett, und schide den Knecht mit dem Wagen in die Stadt zum Doktor! Aber Niemand als wir darf es wissen, daß sie und der Herr Lieutenant hier sind.“

Seinem Gebote wurde sofort Folge geleistet. Der Knecht fuhr eiligst nach der Stadt, nicht anders glaubend, als der Nachbauer sei plötzlich unwohl geworden; die Kranke wurde in weiche Federn gebettet, und Martha ließ es sich nicht nehmen, bei ihr zu bleiben. Die Andern aber haben mit Ungeheuer den Auf-

klärungen entgegen, welche sie von Frieder zu erwarten hatten.
Die Felsbänke waren empor; der Arzt hatte erklärt, ihr Schwächezustand sei eine Folge langer innerer Seelenleiden und auf das höchste gelindert durch den heutzutage sie bereinigtenden Sommer. Er hatte die größte Ruhe und Schonung befohlen, vor jeder Aufregung gewarnt und stärkende Arzeneien verschrieben. Jetzt lag sie da, glücklich lächelnd über die reiche Liebe, die ihr aus so vielen Augen entgegenstrahlte. Sie war hart an der Grenze des Lebens hingetreift, hatte das Rauchen des Todes vernommen und fühlte ihre Seele von der früheren Schwäche befreit.

„Frieder!“ flüpfte sie.
„Er neigte sich zu ihr nieder.“
„Er wieder da?“
„Nein.“

„Ich geh ich in Deine Hand. Das Geheiß hat großes Recht auf ihn als ich. Doch sprich nicht mehr von ihm!“

Er neigte zustimmend das Haupt und lehnte in die Stube zurück, wo der Lieutenant beim Vater lag. Beide schienen sich schnell zusammengefunden zu haben; der Offizier hatte sich eine Weile angelehnt und qualmte dem Blinde ein Gesicht, daß es paffte; dieser schien sich dieser Intimität höchlich zu freuen und überhaupt in einer Stimmung zu sein, wie man sie seit langer Zeit nicht an ihm bemerkt hatte.

„Ist die Stube für die Martha in Ordnung, Frieder?“ fragte die Nachbauerin.
„Ja, zwei; eine für sie und eine für ihre Mutter.“
„Sorge nur, daß ihnen nichts fehlt. Hat auch der Herr Lieutenant noch Tabak und Gebäck zu trinken?“

„Es ist für Alles auf das Beste gesorgt,“ antwortete dieser selbst.
„Der Knecht gibt doch tüchtig Daser, daß die Brauen gut ausfallen.“

„Ich freue mich auf den Ritt,“ versicherte der Offizier. „Er bringt mich mit einem Male zum Ziele, wo ich geglaubt hatte, noch Monate lang im Dünkeln tapeln zu müssen. Der Büchsewels hat die Schwierigkeiten nur erhöht und vermehrt, statt mich von Augen zu sein. Ihnen zum Beispiel,“ wandte er sich zu Frieder, „muß ich gestehen, daß eine Art Verdacht gegen Sie gehegt wurde. Sie waren maskirt und bewaffnet im Walde gesehen worden und heute wieder zu Pferde dort gesehen, wo jeder Andere es sich angelegen sein ließ, dahel zu bleiben.“

„Grade darum war der Verdacht doch eigentlich ausgeschlossen. Wer sich unsicher fühlte, blieb dahel; wer ein gutes Gewissen hat, konnte sich sehen lassen. Doch da hängt der Knecht die Laterne heraus; das ist das Zeichen, daß gefaselt ist.“

„Er wird doch nicht aufpassen, wer mit aufsteigt?“ fragte der Offizier. „Meine Leute sind gut und treu; aber besser ist besser, und vor Ausbruch der Sache darf Niemand erfahren, was heute im Nachhof vorgegangen ist.“

„Daß mich sorgen, Vater! Der Herr Lieutenant geht durch die Pforte voran, und steigt erst auf der Straße zu Pferde. Ist es möglich?“

Der Genannte legte die Pfeife weg und nahm Abschied. Er gewann unbemerkt die Straße und hörte bald Frieder hinter sich hergetrabt kommen. Als dieser ihn erreichte, schwang er sich auf.

„Es war längst Mitternacht vorüber; die Erde lag in tiefer Ruhe, und nur hier und da funkelte ein einsames Licht vom dunklen Himmel herab.“

„Wissen Sie, daß ich mich beinahe vor Ihnen fürchten möchte?“
„Warum?“ lachte Frieder.

„Weil in Ihrem Körper eine solche Masse von Elementarkraft aufgespeichert liegt. Der Name Goliath gehört schon Ihrem Vater mit vollem Recht zu eigen, Ihnen aber noch viel mehr. Wäre diese physische Stärke nicht mit so viel geistigem Vermögen gepaart, so könnten Sie wirklich gefährlich werden, und ich darf Gott danken, daß ich mich in Ihnen geirrt habe.“

„Der Waldschwarze konnte ich doch unmöglich sein; er trieb sein Wesen doch schon so lang, bevor ich in der Heimath war.“

„Das ist schon richtig; aber Sie konnten sich seit Ihrer Rückkehr mit ihm verbinden haben. Ihr Auftreten dem Feldwebel und seinen Leuten gegenüber, das Ueberwältigen im Walde, die Maske, die Pistolen, Ihr heutiger fingirter Besuch beim Förster, das Alles war für mich Grund, in der Nähe des Nachhofes selbst auf Ihre Rückkehr zu warten. Ich war zwar bewaffnet, waren Sie aber wirklich derjenige, für welchen ich Sie hielt, ich hätte wohl keinen leichten Stand gehabt. Wer einen Krieger wie den Büchsewels durch das Fenster wirft, dem ist auch wohl zuzutrauen.“

„Daß er einen Lieutenant zerbricht,“ fiel Frieder scherzend mit einem Witz auf die schlanke Gestalt seines Gefährten ein.

(Fortf. folgt.)

Neu A 9,60—12,00, Roggenstroh 5,25—5,50, Weizenstroh 4,— bis 100 Hl.

Redaction

Die A
Freis
Das J

Nr.

gute Seel
litarvorlag
doch eine
dem offi
genommen i
Groeber
arbeitet n
der Au
entnehmen
kosten in
1893/94
gestiege
sicht der
den Etats
Zeitraume
mal t un
gestiegen.
ihrer Bes
1893 94
Reichsjud
16,338,10
1889 Bere
um im C
1,755,542
Zahren an
ein und
schuld en
trotz dem
Volke da
die Mehr
noch we
lich auf
der Blut
Beate ihr
ihrer mei
St da
überzeugt
und das
dem es
sorgen,
† De
Antes,
vorgestern
gestor be
Hd T
ein Geleg
terstigung
aus den
mit dener

Seine Geis
22)

"Barba
es denn de
Majestät a
zellanfabri
gen. Ich
zu thun p
Doch Sade
Schwarzge
"Neun
"Und i
"Mit i
"Und i
wehre?"
"Eine
"So i
kommen?"
"Ich se
"Dho!
nicht aus."
"Waru
man es be
"Nun
"Erf
schwer, un
und gebe
hat. Aber
wenig, un
geht, wie
reiten zum
schwarzge
er mag th
Will er ih
in der Th
fehlen."
"Das
Feldhade
ausgezeich
ich bedenk
ist, wahr
festes, unz
schen zu se
nur nicht